

Freunde der Monacensia e. V.
Jahrbuch 2012

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel
und Kristina Kargl

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*
unter www.monacensia.net

Bildquellen: Alle Nachweise befinden sich bei den Abbildungen. Ist kein Nachweis angegeben, befinden sich die Dokumente im Archiv der Monacensia.

Juli 2012
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2012 Freunde der Monacensia e. V.
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-370-6

Giesela Elsner

Im gelobten Land – Steckbrief des deutschen Untertanen [Auszug¹]

Während ich das Wort WÄHREND schreibe, während ich ICH schreibe, während ich SCHREIBE schreibe, sind die wachsamen Augen meiner Bewacherin auf meinen Schreibtisch, auf mich und auf meine Augen gerichtet. Seit sich diese Bewacherin, der sich häufig ein Bewacher zu gesellt, in dem Atelier linkerhand im letzten Stockwerk des honiggelben Hauses auf der gegenüberliegenden Straßenseite eingenistet hat, komme ich mir in meiner Wohnung wie in einem Käfig vor.

Nicht selten verschwindet der reglose Kopf meiner Bewacherin allerdings, wenn ich meinerseits meine Augen auf das gegenüberliegende Haus richte, dessen noch immer nicht abgeschlossene Renovierung sich mittlerweile über einen Zeitraum hinzieht, in dem man ganze Traantstädte aus dem Erdboden hätte stampfen können.

Nicht anders als mein Nachbar Dr. Bedrein, der nur durch eine Wand von mir getrennt, wie ich, in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch sitzt, habe ich den dank der Fensterspiegelungen oft genug für mich gesichtslosen Kopf meiner Bewacherin seiner Reglosigkeit wegen zunächst für eine Marmorbüste gehalten. Inzwischen ist mir aufgrund gewisser Vorkommnisse klar geworden, daß es sich bei dieser steinern anmutenden Gestalt nur um eine Staatsdienerin handeln kann.

Ich tue mein Menschenmögliches, um die Bewacherin hinter dem Atelierfenster und hinter den zu Fensterlein umgebauten Dachluken des honiggelben Hauses zu ignorieren, das nach einem Besitzerwech-

¹ Wir geben die ersten beiden Kapitel des Typoskripts wieder (Signatur im Elsner-Nachlass: GE M 27), das von Gisela Elsner handschriftlich korrigiert wurde. Das Typoskript hat insgesamt 109 Seiten, wovon wir hier die ersten 27 Seiten abdrucken. Die Textfassung erstellten Isabella Krüger und Wolfgang Hottner. Die Wiedergabe des Textes erfolgt unter Beibehaltung aller Eigenheiten des Textes. Unsichere Lesarten bzw. unlesbare Stellen wurden in Klammern angegeben. Offensichtliche Fehler wurden stillschweigend korrigiert.

sel, nach der Vertreibung der ehemaligen Mieter und nach der noch immer nicht abgeschlossenen Renovierung ein Stützpunkt von Staatsdienern geworden zu sein scheint, deren Aufgabe es nur sein kann, jene Staatsfeinde zu kreieren, derer dieser Staat offensichtlich dringend bedarf.

All meiner Bemühungen zum Trotz ertappe ich mich jedoch immer wieder dabei, wie ich meiner Bewacherin, deren auffälligstes Merkmal eine unüberbietbare Unauffälligkeit ist, Faxen schneide. Auch Dr. Bedrein, der sich mitunter einredet, er rede sich nur ein, er würde überwacht, hat mir gestanden, daß er der Bewacherin und dem Bewacher häufig einen Vogel macht.

Anfangs hat die Empörung darüber, daß er überwacht wurde, Dr. Bedrein, der an einer neuen Fontaneausgabe arbeitet und deshalb zweimal im Jahr zu einem DDR-Archiv reisen muß, zu meiner Wohnungstür getrieben. Er läutete Sturm bei mir. Er wies mich erbost auf bestimmte Vorgänge vor dem honiggelben Hause hin. Er gab mir Bescheid, wenn ein Polizeifahrzeug vor dem Eingang dieses honiggelben Hauses parkte. Seite an Seite standen Dr. Bedrein und ich zeitweilig vor seinem Arbeitszimmerfenster oder vor meinem Arbeitszimmerfenster und demonstrierten unseren Bewachern eine Solidarität, die sich allerdings als ein wenig flatterhalt erweisen sollte.

Seit einiger Zeit will Dr. Bedrein von einer gemeinsamen Überwachung der Bewacher nicht mehr allzu viel wissen. Was ihm dazu fehlt, die Bewacher mit mir zu überführen, ist nicht allein die Zeit und die Ausdauer, die hierzu vonnöten wäre. Dr. Bedrein fehlt vor allem die felsenfeste Überzeugung, daß er überwacht wird. Dem regungslosen Kopf unserer Bewacherin hinter dem Atelierfenster und den Dachfensterlein zum Trotz gibt er mir, wenn wir uns zufällig begegnen, zu verstehen, daß er nicht recht geneigt sei, sich weiterhin für einen Überwachten zu halten.

Obwohl wir an jenen Tagen, da zwischen uns die ein wenig flatterhafte Solidarität bestand, dahinter gekommen sind, daß in dem Augenblick, da sich Dr. Bedrein mit seiner Frau in die nach hinten hinaus gelegene Küche zurückzog, vorne im Atelier linkerhand das Licht ausgeschaltet wurde, obwohl wir dahinter gekommen sind, daß im Atelier linkerhand das Licht wieder eingeschaltet wurde, sobald sich Dr. Bedrein mit seiner Frau wieder in die vorderen Räumlichkeiten begab, hat mir mein Nachbar zu verstehen gegeben, daß er es als eine Zumutung empfinde, diese Beobachtungen dadurch vom Ruch

des Zufälligen zu bereinigen, daß er sich noch ein paar weitere Male mit seiner Frau zu einem mit mir zuvor vereinbarten Zeitpunkt in die Küche begäbe, damit ich vorne mit der Uhr in der Hand oberservieren kann, wo wann welche Lichter hinter welchen Fenstern der gegenüberliegenden Wohnhausfassade ein- oder ausgeschaltet werden.

Ungeachtet dessen, daß sich gewisse Beobachtungen, schon indem sie sich immer unter gewissen Beobachtungen, schon indem sie sich immer unter ganz bestimmten Umständen ereignen, des Charakters des Zufälligen mehr und mehr entledigen, stopft sie Dr. Bedrein trotz des Argwohns, den sie bei ihm wachrufen, am Ende immer wieder eifertig in das bodenlose Faß des Zufalls, dessen Promiskuität es jedermann gestattet, alle Geschehnisse ad acta zu legen.

Das kann auch Zufall gewesen sein, meint Dr. Bedrein, sobald ich ihm von den Vorfällen berichte, die sich, obwohl sie für sich genommen dem Zufall durchaus zu unterscheiden wären, dank der Regelmäßigkeit, mit der sie sich wiederholen, der Anarchie des Zufalls in zunehmendem Maße entziehen.

Zwar geht mir Dr. Bedrein nicht aus dem Wege. Er verweigert mir auch seine Hilfe nicht »unumwunden«. Sobald er sich wieder einmal für einen Überwachten hält, entsteht zwischen uns jene flatterhafte Solidarität, die lediglich zur Hebung der Stimmung beiträgt. Gemeinsame Sache will Dr. Bedrein mit mir offensichtlich nicht machen. Wenn er sich nicht gerade wieder einmal einredet, er rede sich nur ein, er würde überwacht, scheint er mir unausgesprochenermaßen vorzuwerfen, daß er möglicherweise meinetwegen überwacht wird. Die Gleichartigkeit unserer Situation hat mir keinen Verbündeten eingebracht. Je unübersehbarer es auch immer für Dr. Bedrein wird, daß er nicht anders als ich unter die Walze der Überwachungsmaschinerie geraten ist, umso hartnäckiger weigert er sich, die Rechtsstaatlichkeit dieses Staates auch nur unter die Lupe zu nehmen. Er zieht es vor, es für einen Zufall zu halten, daß ihm auf seinen Wegen dann und wann Polizeifahrzeuge im Schrittempo folgen.

Ob die Bewacherin und der ebenfalls von einer auffälligen Unauffälligkeit gekennzeichnete Bewacher, der des öfteren im Atelier linkerhand auftaucht, als solche betrachtet werden wollen, kann ich noch immer nicht sagen. Einerseits spricht die Unbeirrbarkeit, mit der sie in meine Zimmer und in die Zimmer der Bedreis starren, dafür, daß sie beauftragt worden sind, uns zu demonstrieren, daß dem Auge des Staates nichts entgeht. Andererseits zeugt das Schild neben dem Klin-

gelknopf neben der Haustür des honiggelben Hauses eher davon, daß die Bewacher den Eindruck zu erwecken wünschen, sie betrieben dort drüben ein sogenanntes INSTITUT FÜR INTERNATIONALE FRIEDESFORSCHUNG.

Ihre Beharrlichkeit teilen diese Bewacher mit jenen beiden Personen, die ein ungewöhnliches Interesse für die Rückseite dieses Hauses zeigen. Hier befinden sich außer meiner Küche und der Wohnung eines älteren Ehepaars namens Möbius, mit dem ich manchmal auf der Straße, im Treppenhaus oder im Fahrstuhl über das Wetter plaudere unter anderem auch die beiden Zimmer der Wohnung des Schriftstellers Hirblinger, der möglicherweise die ganze Überwachungsmechanik, der selbst die Patienten des Arztes, der hier im Hause eine Praxis hat, überantwortet sind, dadurch in Gang gesetzt, daß er vor mehr als einem Jahrzehnt einen Terroristen bei sich vor der Polizei verbarg. Im Gegensatz zu Dr. Bedrein, der es immerhin für möglich hält, daß er wegen Hirblinger und wegen mir überwacht wird und im Gegensatz zu dem Ehepaar Möbius, das die Überwachung betreffend immerhin vage Anspielungen laut werden läßt, weigert sich Hirblinger hartnäckig, sich ein weiteres Mal als einen Überwachten zu betrachten. Was ihn davon abhält, die staatlichen Übergriffe wahrzuhaben, ist die Furcht, erneut in einen jener Überwachungspsychosen zu verfallen, die ihn vor Jahren beinahe um den Verstand gebracht hätten. Um den Verstand nicht zu verlieren, nimmt Hirblinger neuerdings an Marathonläufen in aller Herren Länder teil. Wenn er es sich bei seiner Geistesverfassung erlaubte, sich für einen Überwachten zu halten, lief er möglicherweise, gleichgültig, wieviele Kilometer er auch immer am Tag zurücklegt, Gefahr, von dem Aberwitz, dem er rennend zu entrinnen sucht, überrumpelt zu werden.

Du siehst, was du sehen willst, erwiderte er mir lediglich, als ich ihm mitteilte, daß ich beobachtet hätte, wie ein Mann sich bis zum Hosensbund aus dem Fenster im letzten Stockwerks eines von den hinteren Fenstern dieses Hauses aus sichtbaren türkisfarbenen Hauses beugte, in dem sich ein mittlerweile verschiedener ehemaliger SS-Mann niedergelassen hatte, und mit einer Kamera in den Händen eifrig in Hirblingers Wohnungsfenster hineinphotografierte.

So wie die auffällig unauffällige Bewacherin vorne mit ihrem INSTITUT FÜR INTERNATIONALE FRIEDESFORSCHUNG anscheinend ihr Dasein dem Dienst einer Sache weihet, der in ihrer geradezu einschüchternden Unanfechtbarkeit etwas Ehernes innewohnt, schlagen sich die

Herrschaften hinten, von denen ich nicht viel mehr als die Umriss ihrer Gestalten erkennen kann, anscheinend auch im Dienste einer ebenfalls auf eine einschüchternde Weise unanfechtbaren Sache: nämlich im Dienste eines sogenannten VEREINS FÜR KULTURELLE BEGEGNUNGEN die Nächte um die Ohren.

Den zumeist zwischen Mitternacht und Morgengrauen erleuchteten Fenstern der Räumlichkeiten dieses Vereins nach zu urteilen, finden die kulturellen Begegnungen offensichtlich ausschließlich zu nachtschlafender Zeit statt. Auch ist diesen kulturellen Begegnungen eigen, daß sie sich unterhalb der Fenstersimse und einer Balkonbrüstung abzuwickeln scheinen. Oberhalb der Fenstersimse ist kein auf kulturelle Begegnungen zwischen Mitternacht und Morgengrauen Erpichter sichtbar. Das einzige Zeichen, das außer dem brennenden Licht in den Räumlichkeiten dieses Vereins auf menschliche Anwesenheit hinweist, ist ein gelbes Handtuch, das auch bei Wolkenbrüchen hie und da ein paar Tage lang zum Trocknen über die Balkonbrüstung gehängt wird.

Viel aufwendiger als die kulturellen Begegnungen hinten und die Bemühungen der Friedensforscher vorne, sind die Renovierungsarbeiten in der Atelierwohnung rechterhand im letzten Stockwerk des honiggelben Hauses. Wer diese Renovierungsarbeiten verfolgt, die da seit zweieinhalb Jahren vorangetrieben oder hintertrieben werden, der kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Renovierung dieser sechzig Quadratmeter großen Wohnung keine geringeren Schwierigkeiten mit sich bringt als der Turmbau zu Babel.

Immer wieder streichen die Bauarbeiter das Atelierfenster von neuem an. Immer wieder polieren sie mit einer genüßlichen Betulichkeit den Fensterrahmen. Obwohl es für einen Außenstehenden längst nicht mehr ersichtlich ist, was es an diesem tadellosen Fensterrahmen noch zu beanstanden gäbe, erachten die Bauarbeiter, kaum daß die Farbe wieder einmal getrocknet ist, einen weiteren Anstrich als unumgänglich und machen sich abermals mit Farbe und Pinseln an dem Fenster zu schaffen.

Darauf, daß das Ende der Renovierungsarbeiten noch nicht abzusehen ist, weist zudem eine Leiter hinter dem Fenster hin, auf die allerdings niemand steigt. Obwohl schon der Anblick der Leiter der Mitwelt vor Augen führen müßte, daß die Wohnung noch immer renoviert wird, tun auch die Bauarbeiter das ihre, damit niemand auf den Gedanken kommt, daß es an dieser Wohnung seit langem nicht mehr das geringste zu renovieren gibt. Sobald ich die Augen auf das Atelier-

fenster rechterhand richte, setzen sich diese Bauarbeiter in Bewegung. Eile legen sie dabei keineswegs an den Tag. Sie lassen sich Zeit. Ja, ihr Brotgeber scheint es ihnen sogar nahegelegt zu haben, sich Zeit zu lassen. Nie taucht der neue Hauseigentümer, ein berüchtigter Spekulant, dessen Bruder eine Haftstrafe wegen Betrugs zu verbüßen hat, in der Atelierwohnung rechterhand auf, um den Bauarbeitern Beine zu machen.

Mit der Gnadenlosigkeit, mit der dieser neue Hauseigentümer die ehemaligen Mieter auf die Straße setzte, läßt sich die Engelsgeduld, die er jenen lustlosen Bauarbeitern gegenüber an den Tag legt, einfach nicht auf einen Nenner bringen. Während die Preise, zu denen die zu Eigentumswohnungen umgewandelten ehemaligen Mietswohnungen auf dem Immobilienmarkt angeboten wurden, davon kündigen, welchen Stellenwert die Erzielung von Profiten im Dasein dieses Spekulanten hat, bringt sich der gleiche Spekulant tagtäglich mit seinem *laissez-faire* im Hinblick auf die Bauarbeiter vor meinen Augen um die Profite, deretwegen er zuvor die ehemaligen Mieter verjagte.

Vom gleichen Fenster aus, von dem aus ich seinerzeit Möbelpacker die Habseligkeiten der ehemaligen Mieter aus dem Haus heraustragen sah, sehe ich nun die Bauarbeiter in der Atelierwohnung rechterhand entweder dem Nichtstun frönen oder mit einem unüberbietbaren Phlegmatismus mal eine Dose, mal einen Eimer, mal ein Seil und gelegentlich auch mal eine leichtere Holzlatte von einer Wand des Ateliers zur anderen tragen. Wenn man ihnen zuschaut, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, sie hätten, statt ein Handwerk zu erlernen, lediglich einen Kursus über die Verhaltensweisen von Bauarbeitern absolviert. Die Art und Weise, in der sie den Idealismus missen lassen, der zumal unter Lohnempfängern ohne Aufstiegsmöglichkeiten ins Hintertreffen zu geraten pflegt, ist eher bühnenreif als glaubwürdig. Die Renovierungsarbeiten ähneln jenen schauspielerischen Leistungen, für die bestenfalls in Dinslaken, Düren oder Kelheim frenetischer Beifall einzuheimsen ist. Selbst wenn die Bauarbeiter mit der Straße zugekehrten Rücken auf dem Balkon vor dem allzu oft angestrichenen Atelierfenster urinieren, scheint sie hierzu nicht der Harndrang, sondern der Ehrgeiz, einen Gustav Gründgens in den Schatten zu stellen, zu treiben.

Dennoch behaupten alle, die ich auf das Gebaren dieser Bauarbeiter hinweise, daß ein solches Gebaren für Bauarbeiter typisch sei. Während die Bauarbeiter deren Gebaren ich um einen Deut zu typisch finde

bei meinen Bekannten und Freunden keinerlei Argwohn hervorrufen, lenke ich mit meinen Bemerkungen über diese Bauarbeiter lediglich den Argwohn auf mich. Allein die diskrete Fürsorglichkeit, mit der man mir Adressen von Sanatorien notiert, verrät mir, daß meine Bekannten und Freunde bei mir Symptome für ein fortgeschrittenes Stadium des Verfolgungswahns festzustellen meinen.

Weil die Willkür der Überwachung dem Aberwitz zum Verwechseln ähnlich ist, wirft sie fast zwangsläufig auf den Überwachten den Schatten des Wahns. Werde ich nicht des Verfolgungswahns verdächtigt, gerate ich in den Ruch einer bodenlosen Selbstüberschätzung, wenn ich mich nicht darüber ausschweige, daß ich meines Wissens seit dem Einzug in dieses Haus überwacht werde. Ob ich schon länger überwacht worden bin, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß es zwei Jahre dauerte, ehe es mir gelang, die Tatsache, daß ich überwacht wurde, aus meinem Bewußtsein zu verbannen.

Im Herbst letzten Jahres hat mich das Verhalten der seit drei Jahren hier tätigen Hausmeisterin nicht nur erneut mit dem Sachverhalt konfrontiert, daß ich noch immer überwacht werde. Zu meinem Leidwesen mußte ich feststellen, daß ich jetzt darüber hinaus wesentlich schärfer überwacht werde als nach meinem Einzug in dieses Haus. Der Umstand, dem ich die Verschärfung der Überwachung zu verdanken habe, ist mir zwar unbekannt. Doch zweifle ich nicht daran, daß die Verschärfung der Überwachung keineswegs darauf zurückzuführen ist, daß ich meinen Überwachern haufenweise Verdachtsmomente geliefert hätte. Vielmehr neige ich zu der Ansicht, daß die Verschärfung der Überwachung meiner Person lediglich angeordnet wurde, weil man bislang über mich nichts Nennenswertes hat herausfinden können. Ebenso wenig wie ich die Verschärfung der Überwachung durch meine Publikation *DIE ZERREISSPROBE* verhindern konnte, konnte ich verhindern, daß sich der Sachverhalt, daß ich noch immer überwacht werde, nun dank der Hausmeisterin erneut in mein Bewußtsein eingeschlichen hat.

Von Anfang an ist mir diese Hausmeisterin, eine achtundfünfzigjährige Frau mit platinblonden Haaren, mit dicken Brillengläsern, mit einem jungen reinrassigen Schäferhund und mit einem um siebzehn Jahre jüngeren Ehemann, der zunächst Straßenbahnfahrer war und, nachdem er mit der Straßenbahn ein Kind totgefahren hatte, zum Ausbilder von Straßenbahnfahrern befördert wurde, unheimlich gewesen. Vor allem ihre erdfarbenen Augen, die hinter den dicken Brillengläsern wie Fallgruben anmuten, flößten mir ein Unbehagen ein, das ich eifrig

zu bagatellisieren suchte. Das Entkommen dieser Frau, deren Hobby es ist, in ihrer Freizeit in einer Polizeischule Polizeihunde abzurichten, empfand ich seit eh und je als peinlich. Wenn mir Frau Mehrbold mit einer Treuherzigkeit, die der Ausdruck ihrer fallgrubenartigen Augen zunichte machte, beteuerte, sie fahre nicht in den Urlaub, weil sie ihre Mieter nicht im Stich lassen wollte, krümmte und wand ich mich vor Verlegenheit. Dennoch hat es Frau Mehrbold verstanden, mit ihrer lautstarken Aufopferungsbereitschaft die Mieter dieses Hauses unter Druck zu setzen. Angesichts des kümmerlichen Weihnachtsbäumchens, das die Hausmeisterin Anfang Dezember im Erdgeschoß neben dem Fahrstuhl aufzustellen pflegt, ringen sich die Mieter nicht anders als ich die gleiche gekünstelte Gerührtheit ab, wie beim Anblick des Osterstraußes, der eine Woche vor dem Gründonnerstag das Treppenhaus verschönt.

Weit und breit gibt es keinen Gehsteig, auf dem im Winter so wenig Schnee und im Herbst so wenig Laub wie auf dem Gehsteig vor diesem Haus läge. Hier ist das Trottoir fast sauberer als manch ein Eßsteller in manch einem Münchner Restaurant. Seit die Hausmeisterin ihre Arbeit aufgenommen hat, zieren verunzierende Grünpflanzen vom Keller hinauf zum Speicher nahezu jede Ecke dieses Treppenhauses. Selbst auf den Sicherungskästen stehen Vasen mit dürren Gräsern oder Palmenzweigen.

Die Mieter sehen hilflos zu, wie dieses Treppenhaus mehr und mehr zu einem Gewächshaus wird, in dem unschöne Pflanzen durch Begießen von der Hausmeisterin am Absterben gehindert werden. An eine gemeinsame Meuterei der Mieter gegen die Hausmeisterin ist jedoch nicht zu denken. Bislang ist es lediglich zu Einzelaktionen gekommen. So veranlaßte ein Mieter namens Kögler, dessen Freundin von der Hausmeisterin beleidigt worden war, seinen Rechtsanwalt dazu, einen Beschwerdebrief an die Hausverwaltungsfirma, deren Leiterin sich Frau Immel nennt, zu verfassen. Doch mit dem Beschwerdeschreiben erreichte Herr Kögler nur, daß Frau Mehrbold nach einer Woche Duckmäuserei wieder zu einer Aufseherin wurde, die den Auftrag von Frau Immel, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, dermaßen strikt befolgt, daß dieses Haus einer Erziehungsanstalt immer ähnlicher wird. Wie unter einem rissigen Verputz lauert der nackte Terror unter ihrer Aufopferungsbereitschaft.

Aus heiterem Himmel kann dieser nackte Terror über die Mieter, die Besucher der Mieter, die Lieferanten oder über die Patienten des

Arztes, der hier im Haus eine Praxis hat, hereinbrechen. Eine Kleinigkeit reicht aus, um Frau Mehrbold, die geradezu auf einen Anlaß wie das Anlehnen eines Fahrrads an die Außenwand dieses Hauses wartet, in eine Furie verwandeln. Wer einmal ihre wüsten Drohungen mit eigenen Ohren vernommen hat, wer einmal der Funkstreife, die die Hausmeisterin bei jeder Kleinigkeit herbeizubeordern pflegt, Rechenschaft über seinen Alkoholkonsum ablegen mußte, wer einmal die frühkapitalistisch anmutenden Drohbriefe der Leiterin der Hausverwaltungsfirma, die die Mieter zu belehren weiß, was es heißt, hier ein Mieter zu sein, zu Gesicht bekommen hat, der sieht die Grünpflanzen im Treppenhaus, den Christbaum und den Osterstrauß plötzlich mit anderen Augen an. Jäh erkennt er, daß dieses verkrüppelte Grünzeug nicht zuletzt dazu dient, den Herrschaftsbereich von Frau Mehrbold abzustecken, der außer der Hausmeisterwohnung das Treppenhaus, die Einfahrt, das Trottoir vor dem Haus, den Speicher, den Keller und den Hinterhof umfaßt, wo die Hausmeisterin auf einem Baumstumpf einen Gartenzwerg platziert hat.

Dennoch wurde dieser Herrschaftsbereich den Anforderungen von Frau Mehrbold von Anfang an keineswegs gerecht. Gleich nachdem sie hier eingezogen war, trat sie, immerzu mit irgendwelchen Schlüsseln in der Hand herumfuchtelnd und von Brandausbrüchen redend, an einen Mieter nach dem anderen heran und brachte mit dieser Behauptung, daß ihr bereits alle anderen Mieter einen Wohnungsschlüssel ausgehändigt hätten, die meisten Bewohner dieses Hauses dazu, ihr ihrerseits einen Wohnungsschlüssel zu überlassen.

Ich gab Frau Mehrbold nicht nur einen Wohnungsschlüssel. Ich bat sie darüber hinaus, meine Wohnung zu putzen. Meistens putzte sie, wenn ich verreist war. War ich nicht verreist, so erledigte ich Besorgungen. Alles klappte fabelhaft. Ich verließ eine schmutzige Wohnung und fand bei meiner Rückkehr eine saubere vor. Frau Mehrbold brachte nicht nur ihren Staubsauger mit. Sie lieferte auch die Reinigungsmittel. Zudem stand oft genug auf meinem Wohnzimmertische ein Willkommenstruß von Frau Mehrbold in Form eines Blumensträußchens. Die Hausmeisterin verdiente dieser freiwilligen Ausgaben wegen so wenig mit dem Putzen, daß mir mit unter ihre Putzerei als Akt der Nächstenliebe erschien.

Stutzig wurde ich erst an dem Tag, da ich, weil ich vergessen hatte, einen Brief einzustecken, die Wohnungstür, gleich nachdem ich sie mit dem Versprechen, frühestens in zwei Stunden wiederzukommen, zu-

geschlagen hatte, wieder aufschloß. An diesem Tag fand ich nämlich Frau Mehrbold, die nicht einmal gewartet hatte, bis ich mit dem Fahrstuhl abwärts gefahren war, mit dem Kopf in meinem Aktenschrank und mit den Händen wichtige Papiere durchwühlend, in meinem Arbeitszimmer vor.

Wo ist die Steckdose für den Staubsauger, erkundigte sie sich mit dem Kopf noch immer in meinem Aktenschrank kreischend bei mir.

Ich wies schweigend auf die Wand neben dem Aktenschrank und verließ ohne ein weiteres Wort zu verlieren, meine Wohnung abermals.

Als ich nach meinen Besorgungen nachhause kam, gab ich der Hausmeisterin keine Gelegenheit, mit einem Aufgebot fauler Ausreden anzurücken. Statt sie zur Rede zu stellen, fragte ich sie ganz beiläufig, ob sie abgenommen hätte. Weil sie sich nur für Vorhaltungen gewappnet hatte, hatte meine Frage den Effekt eines Überraschungsmanövers. Ohne zu ahnen, welcher Fehler ihr da unterlief, erwiderte sie mir, daß sie jeden Morgen zwei Stunden lang mit ihrem Schäferhund durch den Olympiapark laufe, wo sie sich nicht nur mit anderen Hundehaltern ein Rendezvous hätte.

Ich treffe mich sogar mit einem Polizeiinspektor, einem Politischen, der Geheimnisträger ist, sagte sie offenkundig bemüht, sich vor mir gesellschaftlich zu rehabilitieren.

Woher kennen sie denn diesen Geheimnisträger, fragte ich sie.

Wir sind alle über die Hunde zusammengekommen, entgegnete Frau Mehrbold, ehe sie über ihre Achtlosigkeit sichtlich erschrocken, das Thema wechselte.

Während sie meine Küche putzte, dachte ich an die Blockwarte, die sich als Hitlers Denunziantenbataillon in den ihnen zugeteilten Wohnblöcken hervorgetan hatten. Auch unter dem Franco-Regime und unter Mussolini existierten eine spanische und italienische Variante des deutschen Blockwarts. Von einem Rechtsanwalt erfuhr ich, daß nicht nur der Faschismus den Denunzianten beste Aufstiegsmöglichkeiten geboten hatte. Seit dem Bestehen des Deutschen Reichs sollen es Hausmeister gewesen sein, die als Spitzel und Denunzianten die jeweils herrschende Ordnung aufrechterhalten halfen.

Daß auch Frau Mehrbold, die sich allmorgendlich mit einem Polizeiinspektor, der ebenfalls Hundehalter ist, und anderen Hundehaltern, die vermutlich ebenfalls Spitzel sind, im Olympiapark trifft, als Spitzel und Denunziantin Meriten gemacht haben muß, verrät nicht nur die aufwendige Garderobe, in der ich die Hausmeisterin dann und wann

mit ihrem Schäferhund an einer bestimmten Straßenbahnhaltestelle stehen und auf ihren Mann, den Straßenbahnfahrerausbilder, warten sehe. Der Wert, den ihre Informationen über mich, Dr. Bedrein, Hirblinger und möglicherweise auch andere Mieter wie die Möbius, den Herrn Kögler für den Staat haben müssen, offenbart sich mir indirekt vor allem durch den Lebensstandard dieses Hausmeisterehepaars, das gewissermaßen vom Niedrigen trüchtig nach Höherem strebt.

Ganz selbstverständlich gehen die Mehrbolds in Restaurants essen, deren Preise im allgemeinen Hausmeister fernzuhalten pflegen. Ganz selbstverständlich statten sie ihre Wohnung aus, als wären sie mindestens Landräte. Kaum daß sie sich ein neues Schlafzimmer angeschafft haben, lassen sie ihre Fußböden mit Auslegeteppich belegen. Kaum daß die Auslegeteppiche die Fußböden bedecken, wird ihnen auch schon eine neue Sofagarnitur geliefert, die, wie alles in dieser Hausmeisterwohnung, zu jenen Warenhausmöbeln zählt, die zwar geschmacklos, aber keineswegs billig sind.

Neulich hat mir Frau Mehrbold ehe sie, weil weder ihr Mann noch sie Appetit darauf hatten, eine Büchse Wiener Würstchen in die Mülltonne warf, berichtet, daß sie jetzt vorhätte, ihre Schrankwand durch eine neue zu ersetzen, deretwegen allerdings der noch tadellose Fußbodenbelag wiederum herausgerissen und durch einen neuen ersetzt werden müsse.

Ja, dieses Hausmeisterehepaar lebt auf großen Fuß. Das Geld, das ihnen die Bereitwilligkeit einbringt, mich, Dr. Bedrein, Hirblinger und möglicherweise auch Mieter wie Herrn Kögler oder das Ehepaar Möbius bedenkenlos ans Messer zu liefern, werfen die Mehrbolds ebenso bedenkenlos wieder zum Fenster hinaus. Auch ihre Hausbar ist mehr als nur standesgemäß. Sie enthält keinen billigen Fusel. Demjenigen, der einmal auf der eierschalenfarbenen Sofagarnitur Platz genommen hat, wird Whisky, Portwein, Cognac und Likör von der besten Sorte kredenzt.

Dem Vernehmen nach ist die Höhe der Zahlungen an die jeweiligen Spitzel vom Informationsgehalt abhängig. Daß in den Landeskassen, mit deren Mitteln auch die Zuwendungen für Spitzel und Denunzianten finanziert werden, nicht viel Geld für Lehrstellen, Arbeitsplätze und Sozialwohnungen übrigbleiben kann, wenn einem Denunzianten für eine einmalige Information bis zu fünfhundert Mark bezahlt werden, versteht sich von selbst. Während die Selbstmordquoten unter den Arbeitslosen ansteigen, ermöglicht der Staat Hausmeistern für

ihre Spitzeldienstleistungen ein Dolce Vita, das allerdings auch seine Kehrseiten hat.

Der Großspurigkeit, mit der die Mehrbolds mit ihrem Judaslohn um sich werfen, der Verschwendungssucht, mit der sie nahezu neue Auslegeteppiche, kaum daß diese verlegt worden sind, auch schon wieder herausreißen lassen, der heillosen urdeutschen Gemütlichkeit, die sie in ihrem Wohnzimmer beim leisen Plätschern eines Zimmerspringbrünneins zu verbreiten wissen, tut die Entwürdigung Abbruch, die ihre Spitzeldienste mit sich bringen.

Um über ihre Verhältnisse leben zu können, müssen die Mehrbolds Tätigkeiten auf sich nehmen, die man gemein als Schmutzarbeit zu bezeichnen pflegt. Frau Mehrbold kann sich ihr Dolce Vita nur leisten, indem sie mehrmals in der Woche mit ihrem Mann, der in seiner Straßenbahnfahrerausbilder-Uniform doch so respektabel wirkt, in den Abfällen herumwühlt, die die Mieter dieses Hauses in Tragtaschen in die Mülltonnen werfen.

Oft genug sehe ich die Mehrbolds mit gelben Gummihandschuhen in ihren Hausmeisterkitteln vor den Mülltonnen im Hinterhof stehen. Sie schütten die fauligen, stinkenden, mit Fett- und Soßenresten durchtränkten Abfälle der Mieter aus den Tragtaschen, sortieren diese Abfälle sorgsam und schichten sie daraufhin in den Mülltonnen nebeneinander und übereinander.

Weil die Wohnung der Mehrbolds nach hinten hinaus liegt, ist es für sie ein Leichtes, von ihren Fenstern aus zu beobachten, wer wann welche Tragtaschen in welche Mülltonnen geworfen hat. Schon eine halbe Stunde, nachdem ich meine Tragtaschen in eine Mülltonne befördert habe, finde ich oft meine Abfälle sorgsam geschichtet vor. Offensichtlich haben die Mehrbolds aus den Mülltonnen bereits Dinge herausgefischt, die von dem Geheimnisträger, der da mit seinem Hund und seinen Spitzeln allmorgendlich im Olympiapark Gassi geht, als Funde betrachtet worden sind.

Aber selbst wenn die Mehrbolds in den Mülltonnen nicht viel finden sollten, so bedeutet dies nicht unbedingt, daß sie zu manch einem Rendezvous im Olympiapark tatsächlich mit leeren Händen erschienen. Zuzutrauen ist es ihnen durchaus, daß sie in Ermangelung echter Funde Dinge, nach denen sie in den Mülltonnen vergebens suchten, dem Geheimnisträger gegenüber als Mülltonnenfunde ausgeben.

Wie soll der Geheimnisträger überprüfen, ob solche möglicherweise mülltonnengerecht verunreinigte Funde, ohne die es keine neuen So-

fagarnituren, keine Auslegeteppiche und keine Abendessen in renommierten italienischen Restaurant gäbe, den Mülltonnen in unserem Hinterhof entnommen worden sind oder nicht. Schließlich werden nicht die Spitzel überwacht. Überwacht werden allein die Bespitzelten.

Dem Geheimnisträger muß jeder Fund, egal, ob er entdeckt oder bloß untergeschoben wurde, als Rechtfertigung seiner illegalen Maßnahmen willkommen sein. Und den Mehrbolds, die Hirblinger schon des öfteren im Verlauf seiner morgendlichen Langstreckenläufe in Gesellschaft anderer Hundehalter durch den Olympiapark spazieren sah, muß ebenfalls daran gelegen sein, dem Geheimnisträger irgendetwas vorzuzeigen, damit ihrem Dolce Vita mitsamt seinen Kehrseiten kein jähes Ende gesetzt wird.

Findet etwas, was ist egal: nur findet etwas, lautete der Befehl, mit dem ein anderer Geheimnisträger andere Spitzel unter Erfolgsdruck zu setzen suchte.

Zwar sind mir die Anweisungen, die der Geheimnisträger im Olympiapark den Mehrbolds erteilt, nie zu Ohren gekommen. Dennoch frage ich mich, was den Geheimnisträger, der letztlich auch seinen Vorgesetzten etwas vorzuzeigen hat, davon abhalten sollte, den möglicherweise ungemein dürftigen Überwachungsergebnissen dadurch ein wenig Glanz zu verleihen, daß er seiner von Hundegekläff begleiteten kleinen Denunziantenschar die Funde betreffend irgendwelche Winke und Hinweise zukommen läßt. Vergöttert, wie er es offenbar von den Spitzeln wird, dürfte wohl keiner von den Hundehaltern im Olympiapark etwas Anstößiges darin sehen, wenn ihnen der Geheimnisträger sagen würde, was sie zu finden hätten.

Schon damit sie sich bei diesem Geheimnisträger, der sich, um die Anruchigkeit der ganzen schmutzigen Angelegenheit zu vermindern, den Spitzeln gegenüber als ein guter Bekannter auszugeben scheint, liebkind machen, werden die Mehrbolds mit ihren Funden oder mit ihren vermeintlichen mülltonnengerechten verunreinigten Funden eher Existenzen zugrunde richten als auf das Renommee zu verzichten, sich gute Bekannte eines Geheimnisträgers, dem es die Dienstvorschriften verbieten, Spitzel bei sich zu empfangen oder bei ihnen zu Gast zu sein, nennen zu dürfen. Selbst die Tatsache, daß sie von mir beim Durchwühlen meiner Papiere ertappt wurde, suchte Frau Mehrbold letztlich dadurch zu beschönigen, daß sie mir enthüllte, wer zu ihren guten Bekannten zählt. Um sich vor mir gesellschaftlich zu rehabilitieren, hat sie mir verraten, daß sie ein Spitzel und eine Denunziantin ist. Nach-

dem sie sich zu einem solchen Fehler hat hinreißen lassen, sieht sie sich vor allem vor ein Problem gestellt, das zu lösen ihr offensichtlich schwerfällt. Sie weiß nicht, ob ich weiß, daß sie ein Spitzel ist.

II.

Während es immer häufiger vorkommt, daß Kunden in Metzgereien statt Fleisch nurmehr Knochen erwerben, während Rentnerinnen sensible Bürger dadurch schockieren, daß sie sich im Selbstbedienungsladen zwanzig Gramm Leberwurst abwiegen lassen, führen seit einiger Zeit flotte Pärchen auf der Straße vor diesem Haus und in den Nebenstraßen in zerknitterten Blousons, bonbonrosa Siebenachtelhosen und mit lila Straußenfedern um den Hals nicht anders als die Mehrbolds ein Dolce Vita vor.

Die Aufmachung dieser Pärchen, deren Flaniererei aus dieser Straße auch kein heißes Pflaster machen kann, ist so notorisch milieugerecht, daß jeder Insider, der hier zwar wohnt, aber nicht flaniert, hinter den vom Wind zerrauten lila Straußenfedern die Beamtenseele wittern muß, die in dem Müßiggang, auch wenn er von Staats wegen vorexerziert wird, dennoch uns allen [zwei Wörter unlesbar] kann.

Wer auf dieser Straße flaniert, der erregt ganz unwillkürlich Verdacht. Nicht einmal ein Hinterwäldler, den der Drang, einmal im Leben flanieren zu dürfen, nach München getrieben hat, würde auf den Gedanken kommen, ausgerechnet in dieser Straße zu flanieren, in der sich außer Mietshäusern eine recht heruntergekommene Imbißbude und zwei dicht vor dem Bankrott stehende Boutiquen befinden. Händeringend halten die Inhaberinnen der beiden Boutiquen hinter ihren Schaufenstern Ausschau nach einem guten Samariter, der so viel Mitleid aufbrächte, daß er zumindest ihre Läden beträte. Obwohl diese Boutiqueninhaberinnen höchstensfalls fünfunddreißig Jahre alt sind, sieht man ihnen selbst im Vorbeigehen an, welche unheilbaren Wunden sie sich schon dank ihrer Überzeugung, ihr Kampf gegen die Monopole könnte tatsächlich so enden wie der Kampf Davids gegen den Riesen Goliath, zugezogen haben müssen.

Trotzdem denken die flanierenden Pärchen nicht daran, die Rolle von guten Samaritern zu übernehmen. Mit zerquälten Mienen, die verraten, was für eine Pein es für sie ist Müßiggänger sein zu müssen, flanieren die Staatsdiener an den Boutiquen vorbei. Mit den Bauarbeitern im rechten Atelier des letzten Stockwerks des honiggelben Hauses

haben diese flanierenden Pärchen vor allem gemein, daß sie sich offenkundig für begnadete Darsteller halten. Wenn man sie gestikulieren und in eine von den vier Himmelsrichtungen deuten sieht, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, es gäbe beim Verfassungsschutz außer einem Kostümverleih, der Bauarbeiterdarsteller mit mörtelbefleckten Overalls und Müßiggängerdarsteller mit lila Straußenfedern versorgt, auch einen Kursus zur Erlernung der Schauspielkunst.

Einem Handbuch für Verfassungsschützer ist zu entnehmen, daß man von den Agenten außer Berichterlichkeit, Zuverlässigkeit, Wahrheitsliebe, Geduld, Verschwiegenheit und Freude an der Arbeit auch die Einsicht in die Notwendigkeit ihrer Aufgabe erwartet. Ginge ein Agent davon aus, daß die von ihm bewachte, verfolgte, gejagte und an den Rand des Wahnsinns getriebene Zielperson unschuldig sei, dürfte er wohl kaum die von ihm verlangte Einsicht in die Notwendigkeit seiner Aufgabe gewinnen. Die Einsicht in die Notwendigkeit seiner Aufgabe kann ein Agent nur erlangen, wenn er von vornherein davon ausgeht, daß die Zielperson, auf die er seine Treibjagd veranstaltet, schuldig sei.

Eine Zielperson ist somit in einer weitaus mißlicheren Lage als ein Angeklagter, der erst dann für schuldig erklärt werden kann, wenn es dem Gericht gelungen ist, den Beweis seiner Schuld zu erbringen. Die Zielperson kann sich hingegen der diffusen, unformulierten, aber augenscheinlich allumfassenden Schuld, mit der sie sich übernacht behaftet sieht, nicht einmal durch den Beweis ihrer Unschuld reinwaschen, weil sich das, was ihr zur Last gelegt wird, ihrer Kenntnis entzieht.

Überwacht wird die Zielperson keineswegs aufgrund eines Tatverdachts. Die Überwachung wird mit dem Ziel, festzustellen, ob überhaupt ein Verdacht auf Tatverdacht vorliegt, in die Wege geleitet. Die Zielperson muß also von vornherein von ihrem Überwacher des Verdachts auf Tatverdacht verdächtig werden. Denn das Ziel der Überwachung ist nicht die Reinwaschung des Verdachts auf Tatverdacht Verdächtigen, sondern dessen Überführung. Die Überführung ist schon insofern notwendig, als sie gewissermaßen rückwirkend zur Rechtfertigung der zur Feststellung des Verdachts auf Tatverdacht vom Zaun gebrochenen illegalen Überwachung dient.

Daß in Hamburg in den Jahren 1979 und 1980 fünfzehntausend Bürger allein aufgrund der Tatsache überwacht wurden, daß sie, wie die Mehrzahl der Terroristen, ihre Stromrechnungen in bar zahlten, beweist, daß schon jetzt jeder Bürger dieses Landes von der Gefahr bedroht ist, in den Verdacht auf Tatverdacht zu geraten. Sobald das

Recht dermaßen auf den Hund gekommen ist, daß es sich als Schirmherr des Unrechts aufspielt, muß der Verdacht auf Tatverdacht nachgerade epidemisch grassieren.

Ebenso leicht, wie man sich in einem Obdachlosenasyll Flöhe zuziehen kann, kann in dem gelobten Land des deutschen Untertanen ein Bürger in den Verdacht geraten, daß ein Verdacht auf Tatverdacht bei ihm vorläge. Es genügt, wenn er zufällig in einem Lokal neben einem Tisch Platz nimmt, an dem ein ihm unbekannter Bürger, der bereits aufgrund des Verdachts auf Tatverdacht zur Zielperson geworden ist, sein Bier trinkt, um in den Verdacht auf Tatverdacht zu geraten und zu einer Zielperson zu werden, der sich ganze Agentenhorden an die Fersen heften, von denen ›unleserlich‹ die Einsicht in die Notwendigkeit ihrer Aufgabe vom Amts wegen verlangt wird.

Jede Zielperson schafft unwillentlich neue Zielpersonen. Auch ich trage durch meine pure Existenz als Zielperson unwillentlich dazu bei, daß hierzulande die Anzahl der Zielpersonen, die zweifellos eine Erweiterung des ohnehin übermächtigen Überwachungsapparats nach sich zieht, immer größer wird.

Mittlerweile halte ich es für pure Zeitvergeudung, herauszufinden, aus welchem Grund ich zur Zielperson geworden bin. Es ist mir gleichgültig, ob ich überwacht werde, weil ich Hirblinger, der vor mehr als einem Jahrzehnt einen Terroristen in seiner Wohnung verbarg, nicht ins Gesicht spucke, es ist mir gleichgültig ob ich überwacht werde, weil ich eine halbe Minute nach einer mir unbekannt Zielperson zufällig eine Damentoilette betreten habe, oder weil ich zufällig im gleichen Zugabteil, in dem eine mir unbekannt Zielperson nach Bonn fuhr, nach Bonn gefahren bin. Meine leider langjährigen Erfahrungen mit der Überwachungspraxis lassen es mir nicht einmal gänzlich unwahrscheinlich erscheinen, daß ich zur Zielperson geworden bin, weil ich mir vor geraumer Zeit wochenlang täglich Spinat kaufte und hiermit ein sogenanntes abweichendes Verhalten an den Tag gelegt habe.

In diesem Land, wo die Sitten und Unsitten des möglicherweise unsterblichen deutschen Untertanen, der, während die hiesigen Mörder Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Ernst Thälmann wenig Zeit vergönnten, unbeschadet die Jahrhunderte überlebt, seit eh und je ungeschriebene Gesetze waren, kann man allein durch ein abweichendes Verhalten Mordlust entfachen. Daß man durch ein abweichendes Verhalten den Verdacht auf Tatverdacht auf sich lenken kann, versteht sich von selbst. In diesem Land, wo der Geist des möglicherweise

unsterblichen deutschen Untertanen selbst in oppositionellen, außerparlamentarischen Bewegungen herumspukt, besteht wohl kaum eine Chance, daß eine Überwachung jemals wieder abgebrochen wird.

Ein Abbruch der Überwachung brächte nur deren Überflüssigkeit, die Überflüssigkeit des Aufwands an Personal und finanziellen Mitteln und die Überflüssigkeit jener ebenso langen wie inhaltlosen Berichte an den Tag, deren Inhaltlosigkeit jeder Deutung Tür und Tor öffnen muß. In diesem Land, wo Denunzianten Sonderrechte eingeräumt werden, kann sich der Überwachte kaum Hilfe erhoffen. Der Staatsmacht steht er letztlich allein gegenüber. Es bleibt ihm keine andere Wahl, als gefaßt, verzweifelt oder völlig abgestumpft dem Tag seiner Überführung entgegenzusehen.

Daß die Kontakte einer Zielperson zur Außenwelt häufig gestört werden, ist kaum verwunderlich. So erreichen mich manche Briefe nicht. So ist meine Telephonleitung mitunter stundenlang tot, wenn das Tonband, auf das meine Gespräche aufgenommen wurden, abgelaufen ist und infolge eines Schaltfehlers nicht automatisch durch ein neues Tonband ersetzt wurde. Warum meine Freunde häufig behaupten, sie hätten an Tagen, da ich meine Wohnung nicht einmal minutenlang verlassen hatte, morgens, mittags und abends vergebens versucht, mich telephonisch zu erreichen, erklärte mir eine mit mir befreundete Zielperson.

Das Telephon, das deine Freunde läuten hören, läutet nicht bei dir, sondern anderswo, sagte die Zielperson mit einem nicht einmal bitter klingenden Auflachen.

Oft frage ich mich, was ich meinen Freunden antworten soll, wenn sie sich bei mir erkundigen, ob ich verreist gewesen sei. Ich versuche gar nicht erst, ihnen darzulegen, daß mir, wenn sie meine Telephonnummer wählten, kein Läuten verrät, daß ich angerufen werde, daß man mich zu sprechen wünscht. Vielmehr mühe ich mich, den Eindruck zu erwecken, daß ich ständig unterwegs gewesen sei, damit mir nicht erneut mit jener diskreten Fürsorglichkeit die Adressen der Sanatorien genannt werden.

Eine Wahrheit, die so unglaublich erscheint, daß sie kaum ausgesprochen worden ist, wie eine waschechte Zwangsvorstellung anmutet, behält man besser für sich. Allerdings bleibt die Tatsache, daß ich, wenn ich dank der Überwachung nicht gänzlich von der Außenwelt isoliert werde, die Wahrheit nicht aussprechen kann, ohne daß sie mich im Gewand einer Zwangsvorstellung diffamiert, nicht ohne Auswirkungen.

Oft verordne ich mir, um den Auswirkungen der Überwachung meiner Person gewachsen zu bleiben, Schlafkuren, während denen ich immer, wenn ich aufwache, weitere Schlaftabletten schlucke. Als ich mich kurz vor Weihnachten wieder einmal einer solchen Schlafkur unterzog, verlor ich jegliches Zeitgefühl. Schaute ich, sobald ich zwi-schendurch aufwachte, auf meine Taschenuhr, so wußte ich zwar die Uhrzeit. Ob es indes früher Morgen oder früher Abend war, wußte ich nicht. Es war mir auch egal.

Irgendwann ließ mir der Hunger keine andere Wahl, als aufzuste-hen. Ich zog die Rouleaus vor meinen Wohnungsfenstern hoch und stellte mit einem leisen Befremden fest, daß an dem Atelierfenster des honiggelben Hauses in Habachtstellung nicht nur mein auffal-lend unauffälliger Bewacher stand. Auch ein dritter Bewacher, der sich offenkundig eingefunden hatte, um der Tragödie beizuwohnen, die ohnehin überfällig war, starrte mich nicht anders als die beiden üblichen Bewacher mit einer Fassungslosigkeit an, die mir verriet, daß dieser Herr wohl nicht damit gerechnet hatte, mich lebend wie-derzusehen.

Zumal im Gesicht der Hausmeisterin, der ich gleich nach dem Auf- stehen wie jedes Jahr hundert Mark Weihnachtsgeld in den Briefkas-tenschlitz geschoben hatte, damit sie glaubte, ich wisse nicht, daß sie ein Spitzel und eine Denunziantin ist, meinte ich noch Spuren jener Sensationslust entdeckt zu haben, mit der sie die ohnehin schon über-flüssige Tragödie herannahen sah. Ihren Äußerungen zufolge hat sie von der gegenüberliegenden Straßenseite aus immer wieder zu meinen heruntergelassenen Rouleaus hinaufgeschaut.

Außerstande, sich vorzustellen, daß ein Denunzierter den Denunzi- anten auch dann noch Geldgeschenke in den Briefkastenschlitz schie- ben könnte, wenn er sie als solche erkannt hat, rannte sie, weniger beglückt als erleichtert über das Geldgeschenk, hinter mir her, um mir zu beteuern, daß sie sich angesichts meiner herabgelassenen Rouleaus, die einem arglosen Menschen entgangen wären, die größten Sorgen um mich gemacht hätte.

Ich wollte mich nicht umbringen, sondern lediglich schlafen, erwi- derte ich, ehe ich hinzufügte, daß ich noch länger geschlafen hätte, wenn mich der Hunger nicht dazu getrieben hätte, das Haus zu verlas- sen, um mir etwas zum Essen zu kaufen.

Wissen Sie denn nicht, daß heute Sonntag ist, erkundigte sich die Hausmeisterin bei mir.

Sie riß sich nicht nur darum, mich mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Sie lud mich obendrein zu einem Gläschen Sekt in ihre Wohnung ein.

Auf der eierschalenfarbenen Sofagarnitur sitzend, zu der Frau Mehrbold ohne ihre Bereitschaft, mich ans Messer zu liefern, zweifellos nicht gekommen wäre, trank ich aus einem Sektkelch, dessen sich auch eine Prokuristengattin nicht hätte schämen müssen, perlenden trockenen Markensekt der besten Qualität. Ohne mit der Wimper zu zucken, stieß ich mit den Denunzianten auf mein Wohl an. Ganz bedenkenlos nahm ich auch die Tragtasche mit Nahrungsmitteln an, die die Hausmeisterin voller Großzügigkeit für mich zusammengestellt hatte. Mein Umgang mit meinen Denunzianten war auf eine bemerkenswerte Weise abgekartet.

Während ich in diesem Wohnzimmer der Mehrbolds saß und Gelegenheit hatte, mit eigenen Augen zu begutachten, zu welchem Komfort diese Denunzianten nicht zuletzt dank der Bespitzelung meiner Person gelangt waren, während ich es mir auf dem eierschalenfarbenen Sofa bequem machte, das wohl nicht in diesem Zimmer gestanden hätte, wenn die Mehrbolds nicht bereit gewesen wären, meinen Müll, Dr. Bedreins Müll, Hirblingers Müll oder den Müll des Ehepaars Möbius zu durchforsten, während ich eine Vase mit eher grünen als gelben Gladiolen bestaute, die sich Frau Mehrbold eigens aus Holland hatte einfliegen lassen, während der Heimspringbrunnen leise plätschernd immer wieder von neuem eine Wasserfontaine ausspie, von der hie und da ein Tröpfchen auf den Auslegeteppich spritzte, der, obwohl er noch fast neu ist, demnächst herausgerissen und durch einen funkelnagelneuen ersetzt werden soll, entstand zwischen Denunzianten und mir, der Denunzierten, eine makabre Kumpanei.

Im nachhinein versuchte ich, dahinterzukommen, was sich da zwischen den Mehrbolds und mir unter der Dunstglocke des Wohlwollens, das unser kurzes, aber von Harmonie strotzendes Beisammensein bestimmte, abgespielt haben mochte. Keinen Augenblick war ich bereit gewesen, den Mehrbolds die Denunziation meiner Person zu verzeihen. Keinen Augenblick war ich bereit gewesen, in den Mehrbolds, die mir, durch mein Geldgeschenk beschwichtigt, zum Dank dafür, daß ich ihre Befürchtung, ich wisse, daß sie Denunzianten waren, scheinbar entkräftet hatte, eine ungeheuchelte Sympathie entgegenbrachten, Menschen mit menschlichen Schwächen zu sehen.

Für mich blieben auch an diesem Tag die Mehrbolds das, was sie

sind: Denunzianten, die jederzeit bereit sind mich ans Messer zu liefern. Die Niedrigkeit ihrer Handlungsweise verhinderte bei mir nicht allein das Aufkommen von Haßgefühlen. Selbst pure Verachtung fand ich der Ehre noch zuviel. Das einzige, was die Mehrbolds, seitdem ich weiß, dass sie mich seit Jahren denunzieren, in mir wachrufen, ist eine kaum bezähmbare Neugier.

Wichtiger als eine Demonstration meiner Abscheu sind mir die Begegnungen mit diesen Denunzianten, die Erkenntnisse über das Wesen des möglicherweise unsterblichen deutschen Untertanen vermitteln, von dem ich nun endlich zwei gerade klassische Exemplare am Kragen zu fassen bekam. Diese beiden klassischen Exemplare des deutschen Untertanen haben eine geradezu lasterhafte Schwäche für Uniformen. Obwohl die Mehrbolds niemals mit mir darüber gesprochen haben, weist ihr Verhalten darauf hin, daß es ihr Wunschtraum seit eh und je ist, Polizisten zu sein.

Ihr Traum ist nicht zur Wirklichkeit geworden. Frau Mehrbold hat es in ihrer Jugend bloß zur Straßenbahnschaffnerin und Herr Mehrbold hat es bloß zum Straßenbahnfahrer und Straßenbahnfahrerausbilder gebracht. Zudem ist Frau Mehrbold polizeilich geschulte Hundeführerin, das heißt, sie darf im Gegensatz zu einem Polizisten nicht Menschen, sondern lediglich Polizeihunde abrichten. Jedem, der ihr dies nicht glaubt, zeigt sie ihren Hundeführer-Ausweis. Man merkt es ihr an, daß sie darunter leidet, daß sie keine Schaffnerinnenuniform mehr tragen kann. Eine Uniform darf nurmehr ihr Mann tragen. Hieran ändert auch die Tatsache nichts, daß er ein Kind totgefahren hat. Einen Ersatz für die verlorene Uniform bietet Frau Mehrbold ihr Polizeihund, der sich auf einen Wink seiner Herrin hin blutrünstig auf Mieter wie beispielsweise das Ehepaar Möbius stürzt, das allerdings recht leisetreterisch gegen die in diesem Haus überhandnehmende KZ-Atmosphäre aufbegehrt.

Herr und Frau Mehrbold sind schon insofern zwei klassische Exemplare des deutschen Untertanen, als sie sich in ihrer abartigen Ehrfurcht vor der Macht dazu hinreißen lassen, in deren Windschatten, überall dort, wo es ihnen immer möglich ist, gewissermaßen als eine Art Götzendienst, Furcht und Schrecken zu verbreiten.

Mir haben die Mehrbolds schon meiner Trinkgelder wegen bislang noch kein Entsetzen einzuflößen versucht. Sie überbieten sich mir gegenüber derzeit mit einer kriecherischen Höflichkeit. Begierig sezieren sie die Mentalität dieser Hausmeister, die mich denunzieren und mir

dennoch zugleich wohlgesonnen sind. Diese mit Wohlwollen für meine Person verbundenen Denunziationen meiner Person scheint für sie die natürlichste Sache auf der Welt zu sein. Wenn sie mich hassen würden, fiele es mir leichter, zu begreifen, warum sie mich so bedenkenlos denunzieren.

Daß man einen Menschen, dem man wohlgesonnen ist, in aller Freundlichkeit und Verbundenheit ans Messer liefern kann, ohne dabei die Hürde der Widersprüchlichkeit überwinden zu müssen, die einer solchen Handlungsweise innewohnt, registriere ich, obwohl dies mein Fassungsvermögen übersteigt und niemals für mich nachvollziehbar sein wird, als eine Tatsache, an der es nichts zu rütteln gibt.

Daraus, daß ich ihnen sehr sympathisch bin, haben die Mehrbolds nie ein Hehl gemacht. Während mich Frau Mehrbold als eine der nettesten Mieterinnen in diesem Haus bezeichnet, reißt sich Herr Mehrbold ein Bein aus, wenn es gilt, meinen Klosettank zu reparieren. Wüßten die Mehrbolds, daß ich dahinter gekommen bin, daß sie Polizeispitzel sind, wären sie lediglich gekränkt. Sie würden es mir verübeln, daß ich sie nicht ins Unrecht zu setzen suche.

Daß Sie von mir denunziert werden, würde Frau Mehrbold mir sagen, ist nicht meine, sondern Ihre Schuld.

Auf eine haarsträubende Weise läuft hier alles auf dem rechten Gleis. Allerdings kommt es nahezu regelmäßig zu irgendwelchen kleinen Pannen, dank derer der unterschwellige Terror, der hier herrscht, hervorbricht. Gibt es solche kleinen Pannen, so hat man schon anstandshalber beide Augen zuzudrücken. Daß die Staatsmacht, einem Schutzengel gleich, die Hände über sie breitet, verhilft den Mehrbolds zu einem Selbstgefühl, das man bei jenen, die auf eigene Faust im Trüben fischen, zumeist vermißt.

Die Mehrbolds sehen keinen Grund, warum sie das Licht scheuen sollten. Zweifellos empfänden sie es als eine Beleidigung, wenn man sie als Spitzel bezeichnen würde. Sie betrachten sich nicht als Denunzianten, sondern als gute Bekannte eines Geheimnisträgers. Jene Schuldgefühle, die man sich in gewissen kreativen Kreisen neuerdings zugute zu halten pflegt, machen den Mehrbolds nicht zu schaffen. Ihre Stärke besteht darin, daß sie mich, Dr. Bedrein, Hirblinger und möglicherweise auch andere Mieter aufgrund fingierter Funde und falscher Aussagen hinter Gitter bringen würden, ohne deshalb auch nur einen Augenblick lang Gewissensbisse zu empfinden. Bei meiner Festnahme würden sie mir sicherlich beim Kofferpacken behilflich sein. Wenn sie

erföhren, daß ich auf der Flucht erschossen worden wäre, würde ihnen dies sehr sehr leid tun.

Trotzdem käme es einer Verharmlosung gleich, sie als Monstren zu bezeichnen. Nicht allein weil ein Monstrum aus dem Rahmen fällt, haben die Mehrbolds nichts mit Monstren gemein, die niemals dermaßen heimlich und verstohlen so viel Unheil säen könnten wie dieses Hausmeisterehepaar. Ungeheuerlich ist allein die Tatsache, daß die Mehrbolds im gelobten Land des deutschen Untertanen, wo an Kollaborateuren, Befehlvollstreckern, Handlangern, Helfershelfern, Spitzeln und Denunzianten nie ein Mangel geherrscht hat, keinen Seltenheitscharakter haben. Daß das Unrecht hierzulande immer wieder dem Recht den Rang abläuft, hat dieses Land nicht zuletzt seinen zahllosen Untertanen zu verdanken. An den Gräbern der Opfer dieses Unrechts werden die deutschen Untertanen auch künftig Kränze niederlegen und innere Einkehr halten, weil die hiesigen Mörder und Denunzianten vor allem Gemütsmenschen sind.

[...]